

Predigt im Universitätsgottesdienst, 3. Dezember 2017 (1. Advent)<sup>1</sup>

Prof. Dr. Albrecht Beutel

Liebe Gemeinde, als Predigttext für den ersten Sonntag im Advent hören wir einige Verse aus dem 5. Kapitel der Johannes-Offenbarung:

„Und ich sah in der rechten Hand des, der auf dem Thron saß, ein Buch, innen und außen beschrieben und mit sieben Siegeln versiegelt. Und ich sah einen starken Engel, der rief mit großer Stimme: Wer ist würdig, das Buch aufzutun und seine Siegel zu brechen? Und niemand im Himmel noch auf Erden noch unter der Erde konnte das Buch auftun und hineinsehen. Und ich weinte sehr, dass niemand würdig erfunden ward, das Buch aufzutun und zu lesen noch hineinzusehen. Und einer von den Ältesten spricht zu mir: Weine nicht! Siehe, gesiegt hat der Löwe, der da ist vom Stämme Juda, der Spross aus David, aufzutun das Buch und zu brechen seine sieben Siegel. Und ich sah, und siehe, mitten zwischen dem Thron und der vier Tieren und zwischen den Ältesten stand ein Lamm, wie geschlachtet.“ (Apk 5,1–6a)

Liebe Gemeinde, „nach drüben ist die Aussicht uns verrannt“. Dieses berühmte Wort sprach einstens Heinrich Faust. Und die Bibel, wir hörten es eben, sie sagt es auch. Zwar stammt der heutige Predigttext aus der Offenbarung des Johannes, jenem merkwürdigen, fremdartigen Buch, das erst ganz zuletzt noch, fünf Minuten vor Redaktionsschluss, in den Kreis der neutestamentlichen Schriften Einlass fand und das deshalb nicht zufällig ganz am Ende unserer christlichen Bibel steht. Aber so rätselhaft die Johannes-Offenbarung in weiten Teilen auch ist oder sein mag: In unserem Fall präsentiert sie ein klares, leicht verständliches Bild. Bei seinem Blick nach drüben sieht der Prophet ein siebenfach versiegeltes Buch. Ein Buch mit sieben Siegeln: Wir kennen das als Redensart, und wir sagen es, wenn uns ein Mensch oder ein Sachverhalt ganz und gar verschlossen, schlechterdings rätselhaft, jedem einfühlenden Verstehen abhold ist.

Indessen hatte sich Goethes Faust in tapferer Diesseitigkeit zu behelfen gewusst:

„Der Erdenkreis ist mir genug bekannt,  
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt.  
Tor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,  
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!  
Er stehe fest und sehe *hier* sich um;

---

<sup>1</sup> Erste Anregungen, freilich weder Gesamtplan noch Durchführung verdankt diese Predigt E.Jüngel, Schmecken und Sehen. Predigten III, 1983, 126ff.

Dem Tüchtigen ist *diese* Welt nicht stumm.“

Eine olympisch abgeklärte, eine vernünftige Lösung, möchte man meinen. „Warum nur in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah“, mit diesen Worten hatte sich schon der *junge* Goethe das Erdenglück behaglich zusammengereimt. Und bereits der antike Naturphilosoph Thales von Milet war unversehens, als er, den Forscherblick auf die Sterne gerichtet, ganz arglos dahinspazierte, in einen Brunnen gefallen und musste sich von einer schlichten, übrigens auch höchst ansehnlichen Magd dahin verspotten lassen, dass er zwar die Himmelskörper zu erkennen begehrte, dabei aber peinlicherweise das, was ihm vor Füßen liegt, übersieht. Das Spottmuster, dem diese Anekdote folgt, blieb unsterblich. Als der verschwärzte Zürcher Pfarrer Johann Caspar Lavater anno 1778 seine hoch spekulativen „Aussichten in die Ewigkeit“ publiziert hatte, notierte der Göttinger Aufklärer Georg Christoph Lichtenberg, Lavater habe „sich durch sein langes Gucken in die Ewigkeit die Augen ganz für den zeitlichen Horizont verdorben“, und er fügte in unverhohlem Spott die Empfehlung hinzu, der erhitze Theologe möge zu seiner Genesung doch lieber „ein kühzendes weltliches Buch lesen“, beispielsweise ein Kompendium der Kegelschnittlehre. Wir Theologen wüssten gewiss andere, nicht minder geistkühlende Bücher von wertgeschätzten Kollegen zu nennen. Heinrich Faust, auch wenn er Lichtenberg kaum gekannt haben dürfte, votierte durchaus analog: Statt des unnützen Schielens ins Jenseits lautet sein Rat, den Blick entschieden aufs Diesseits zu richten. Dem Tüchtigen, weiß er, ist *diese* Welt nicht stumm.

Nein, stumm ist sie wahrhaftig nicht, diese Welt. Ganz im Gegenteil erscheint sie uns oft viel zu laut, ob im Großraumwagen der Deutschen Bahn, bei quälender nächtlicher Schlaflosigkeit oder auf dem diesjährigen Fakultätsball. Und doch bleibt uns diese Welt trotz allen Geschreis und Getöses nicht selten ein Rätsel. Ein Buch mit sieben Siegeln gibt es offenbar nicht nur im Jenseits. Und genau besehen ist dieses Buch ja auch kein exklusives Himmels-Accessoire, vielmehr eine Erscheinung des Propheten, mithin etwas, das *Er* sieht und das *ihm* hier auf Erden vor die Augen kommt. Und es scheint ja, als würden menschliche Augen dieses Buch allemal vor sich sehen und darum überall wiedersehen, wohin sie den Blick, ob nach außen oder innen, auch wenden.

Der Börsenhype, die Weltwirtschaft: siebenfach versiegelt. Die Überschüsse hier und die Hungersnot im Jemen: Ist es nicht entsetzlich, dass man schon Wochen vorher ausrechnen kann, wie viele Menschen dort verhungern werden, und dann geschieht es, und niemand kann oder mag es verhindern. Sind unsere Politiker ausbeuterische Hyänen, dass sie nicht helfen? Oder *wollen* sie nicht vielmehr helfen, wissen aber nicht, wie? Ein Scharlatan wäre, wer sagen wollte, das alles sei doch ganz einfach. Denn es ist durchaus nicht ganz einfach, es ist verzwickt und verwickelt und versiegelt, ein siebenfach versiegeltes Buch. – Aber der Jemen ist weit, könnte man sagen, und die Börse geht mich nichts an. *Mein* Leben verläuft in ungleich engeren Bahnen. *Mein* Leben – wis-

sen wir hier wenigstens, wovon wir reden? Wissen wir wenigstens das: was unser eigenes Leben ist und was aus ihm werden soll? Ist unser Leben so geworden, wie wir's uns früher gewünscht haben? Mitunter, bei solchem Grübeln, könnte es scheinen, als sei das Größte aller Rätsel das eigene Ich und die dem eigenen Ich unversehens zugewachsene Biographie. Auch unser Leben gleicht, wenn wir uns darein versenken, einem siebenfach versiegelten Buch.

Es ist, meine christlichen Zuhörer, ein merkwürdiges Bild, das der Visionär unseres Textes entwirft: „Ein Buch“, heißt es, „innen und außen beschrieben“ – vollgestopft also und überbor- dend gefüllt mit Informationen –, aber: „mit sieben Siegeln versiegelt“. Schon der herausquellen-de Inhalt des Buches macht neugierig, erst recht aber sein sach- und sinnwidrig anmutender Ver- schluss. Denn normalerweise sind Bücher ja zum Lesen da! Wer ein Buch schreibt, der tut dies doch, selbst in randtheologischen Arkandisziplinen – Beispiele könnte man nennen –, der tut es doch stets in der Absicht, dass möglichst viele Menschen das Werk aufblättern und darin lesen. Das Buch mit sieben Siegeln ist ein Widerspruch in sich: ebenso absurd wie ein Haus ohne Türen oder wie ein Hauptseminar ohne Anwesenheitspflicht. Oder auch wie eine Universitätsstadt ohne Universitätskirche. Diese letztgenannte Absurdität ist heute Vormittag, Gott sei Dank, in Leipzig wieder beseitigt worden. Aber ein versiegeltes Buch bleibt ein Un-Buch, ein Anti-Buch, schlech- terdings die Negation seiner selbst.

Mit einer Ausnahme allerdings, liebe Gemeinde! Mit Ausnahme nämlich der sogenannten Tagebücher. Denn ein Tagebuch ist keine öffentliche, sondern eine höchst verschwiegene, auf absolute Diskretion angewiesene Spielart des Buches. Wer ein persönliches Tagebuch führt und seine geheimsten Gedanken und Empfindungen darin aufbewahrt, der hütet dieses Buch sorgsam und der weiß wohl, *warum* er es hütet und vor anderen Menschen verbirgt. Bei Persönlichkeiten, die bedeutend sind oder sich dafür halten, da kommt es gelegentlich vor, dass man nach ihrem Tod ein Tagebuch findet, sorgfältig versiegelt und mit der Aufschrift versehen: erst nach 20 oder 30 oder gar 50 Jahren zu öffnen. Das mag ein Ausdruck von Taktgefühl sein, vor allem aber ein Ausdruck der Sorge um den eigenen Ruf. Denn gerade bei bedeutenden Menschen fürchten viele, die mit ihnen zu tun hatten, nichts so sehr wie deren Tagebuch. Es kann passieren, dass man mit ihnen ein Leben lang freundlichen Umgang gepflegt hat, und das postum geöffnete Diarium macht dann ein ungeschminktes, schonungslos vernichtendes Urteil bekannt. Thomas Mann, er hat nach dem ersten Weltkrieg in München ein gastfreundliches Haus geführt. Einmal saß auch Eva Müller-Hoffmann, Professorengattin und Kusine der Schriftstellerin Ricarda Huch, bei ihm zum Tee. Man darf annehmen, dass Thomas Mann, zuvorkommend und liebenswürdig, wie er sein konnte, unterhaltsam mit ihr geplaudert hat, und sie wird die Teestunde beschwingt und ange- regt wieder verlassen haben. Im Tagebuch notierte der Gastgeber dann abends lakonisch: „Eva Müller-Hoffmann zum Thee. Überflüssig“.

Liebe Gemeinde, im Sinne eines Tagebuchs also kann man das Buch, von dem unser Text spricht, verstehen. Es ist das Tagebuch der Menschheitsgeschichte, das nicht die liebenswürdigen oder feindseligen Masken der Menschen verzeichnet, sondern ungeschminkt das, was man die nackte Wahrheit zu nennen pflegt. Wer sich auf dieses Bild einlässt, wird sich einer gewissen Beunruhigung schwerlich entziehen können. Denn der Gedanke ist schon beunruhigend, es könnte da einer sein, der uns nicht so nimmt, wie wir uns geben, weil er die nackte Wahrheit über uns weiß. Ob auch bei uns der Eintrag dann lauten wird: „Überflüssig“?

Der Visionär aber, von dem unser Text berichtet, er brach in Tränen aus. Er weinte, weil ihm das Tagebuch der Menschheitsgeschichte verschlossen blieb. Niemand, so heißt es, sei würdig, die Siegel zu brechen: „niemand im Himmel noch auf Erden noch unter der Erde“. Die Tränen des Sehers deuten uns an, dass er die nackte Wahrheit nicht fürchtet, sondern herbeisehnt. Es sind Tränen einer verzweifelten Hoffnung. Wäre doch aus diesem Buch endlich zu lernen, was die Welt und die Menschheit und vor allem was mich selbst im Innersten zusammenhält. Die Tränen des Visionärs stehen stellvertretend für die Tränen von Tausenden, die nicht wissen, wie sie ihr Leben leben sollen, und die nicht glauben wollen, dass die Welt so, wie sie ist, in Ordnung ist. Die Tränen des Visionärs, seine stellvertretenden Tränen, sind Ausdruck einer verzweifelten Menschheitshoffnung. Viel schlimmer wäre, wenn ihm die Tränen versiegten, so wie sie unzähligen Menschen versiegt sind, die nicht einmal mehr hoffen können, sondern sich resigniert abgefunden haben und sich erst dadurch in einer wahrhaft hoffnungslosen Lage befinden.

Immerhin also: Der Visionär hat noch Tränen. Aber es bleibt nicht dabei. Eine Stimme mahnt ihn: „Weine nicht!“, und er sieht sich getröstet. Sein Trost gründet darin, dass der Schutzpanzer des Buches nun doch gebrochen und das Buch damit zugänglich wird: Siehe, heißt es, der Löwe hat gesiegt, vom Stämme Juda, der Spross aus David. Und wie jeder bibelkundige Theologe weiß auch der Visionär sogleich, wer mit dem Bildwort des Löwen aus Juda gemeint ist: Christus, soll das heißen, hat das Tagebuch der Menschheitsgeschichte entsiegelt und seine Schlösser erbrochen. Dass der Seher den Löwen als ein geschlachtetes Lamm erkennt, ist überdeutlich in seiner Symbolik: Christus erscheint ihm nicht als abstrakte Himmelsmacht, sondern als der gekreuzigte und zum Leben gerufene Jesus von Nazareth. Er hat das Buch geöffnet, und er garantiert dafür, dass von diesem entsiegelten Tagebuch der Menschheitsgeschichte kein unrechter Gebrauch gemacht, dass die nackte Wahrheit nicht auf unanständige Weise bekannt wird.

Für die Wahrheit unseres Lebens kann es keinen besseren Datenschutz geben. Denn Christus schützt die Wahrheit über uns nicht nur vor denen, die sie nichts angeht. Christus schützt vor der unbarmherzig nackten Wahrheit unseres Lebens vor allem uns selbst. Das Alte Testament hat dafür ein schönes Bild geprägt: Es spricht davon, dass Gott unsere Sünde bedeckt und sie damit den hämischen und schadenfrohen Blicken der Anderen, zugleich aber auch den eigenen scham-

haften Blicken entzieht. Wenn uns die Wahrheit über unser Leben in ihrer ganzen Nacktheit entgegenträte, wäre dies nicht nur peinlich, sondern unerträglich und erbarmungslos. Christus schützt uns vor der erbarmungslosen, unerträglichen Wahrheit über uns selbst, indem er ihre Nacktheit bekleidet und die Decke seiner göttlichen Liebe über unsere Sünde zieht. Die Liebe Gottes ist das Kleid, in welchem uns die Wahrheit erträglich wird.

Unter Menschen kann es weiß Gott unangenehm sein, wenn man plötzlich an einem leisen Mienenspiel des Gegenübers bemerkt, dass er einen tiefer durchschaut, als einem lieb ist. Von Christus durchschaut zu werden ist anders. Er durchschaut uns nicht mit einem schadenfrohen, hämischen Blick, sondern mit den Augen der Liebe. So wie auch eine Mutter ihr Kind nicht kalt analysierend, sondern in warmer mütterlicher Liebe durchschaut. Den Seher unseres Textes hat das getröstet. Und wer von uns, Hand aufs Herz, wer wüsste einen besseren Trost?

Liebe Gemeinde, Goethes Faust hat durchaus Recht behalten: Nach drüben bleibt die Aussicht uns verrannt. Niemand von uns kann wissen, was auf ihn zukommt und was mit ihm werden wird. Wer es dennoch zu wissen behauptet, dem soll man flugs den Mund verbieten. Nach drüben bleibt die Aussicht uns verrannt. Nur einem steht diese Aussicht offen – ihm, Christus, allein. Ihn aber brauchen wir nicht drüben zu suchen. Auf ihn ist uns die Aussicht deshalb nicht verrannt, weil er sich unter uns gezeigt und zur Erfahrung gebracht hat.

Dergestalt erweisen sich die zunächst so fremd anmutenden Worte der Johannes-Offenbarung als ein durch und durch adventlicher Text. Denn in der heute anbrechenden Adventszeit richten wir uns auf das Weihnachtsfest aus und also auf die Erinnerung daran, dass Christus unter uns bekannt geworden ist. Der Löwe aus dem Stamm Juda liegt als das Kind in der Krippe.

Die Hirten aus dem Weihnachtsevangelium, die bei den Hürden waren und des Nachts ihre Herden hüteten, sie machten sich sogleich auf den Weg. Der Morgenstern leuchtete ihnen durch die Finsternis freundlich entgegen. Und auch wir sollten uns noch in der Finsternis auf den Weg machen. Die siebenfach versiegelten Bücher, in denen die Geschichte der Menschheit und unseres eigenen Menschseins verwahrt ist, können uns nicht daran hindern, dass wir uns aufmachen und aus Augen, in denen die Tränen getrocknet sind, trostvoll dem Licht entgegengehen. Und darum nun ein letztes Mal: Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt. Wir sehen nur das Licht, das uns von dort in diese Welt entgegenscheint. Auf dieses Licht hin leben wir, getroster Hoffnung, ohne jede Furcht. Wer wollte sich auch fürchten vor dem Stern von Bethlehem! Amen.